



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Ines Geipel

**GENERATION
MAUER**

Ein Porträt

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2014 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Schutzumschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung
einer Abbildung von raduluchian.com

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,
Regensburg

ISBN 978-3-608-94749-6

INHALT

| | |
|---|-----|
| Vorwort | 7 |
| I. GOLDFINGER | |
| Vom Versuch, zwei halbe Jahrhunderte zu feiern | 11 |
| II. LEBEN IN KAPSELN | |
| Vom Versuch, das Eigene zu finden | 31 |
| III. SCHLIMMER ALS STRICKEN | |
| Vom Versuch, den 4. November 1989 doch noch zu verstehen | 55 |
| IV. HEIMREISE NACH EUROPA | |
| Vom Versuch, die DDR von außen zu betrachten | 87 |
| V. DIE KONSTANTE UND DIE KONVERSION | |
| Vom Versuch, den Merkel-Code lesbar zu machen | 121 |
| VI. VATERLAND UND MUTTERSPRACHE | |
| Vom Versuch, die DDR von innen zu sehen | 157 |

| | |
|---|-----|
| VII. KLEINE GESCHICHTE DER DEUTUNGS- HOHEITEN | |
| Vom Versuch, den Westen an den Osten zu erinnern | 199 |
| VIII. VOR DEM ENTBORGENEN OSTEN | |
| Von Versuchen, den Kern zu treffen | 241 |
| Danksagung | 269 |
| Literaturhinweise | 271 |

VORWORT

»Wir sind die letzte Generation, die eine echte, ich meine rationale und tief emotionale, Verbindung zum geteilten Deutschland und zum vergangenen Jahrhundert besitzt«, sagt die Filmemacherin Carla Hicks über die Generation Mauer. Der Schauspieler Tobias Langhoff formuliert es so: »Wir haben im Grunde zwei Leben, eins vor 1989 und eins danach. Wir sind so reich.« – »Wir sind die privilegierteste Generation«, sagt der Maler Moritz Götze, »wir kommen aus einer absurden, interessanten Erlebniswelt. Und was heute toll an der Welt ist, das können wir nutzen.« Die Journalistin Sabine Adler: »Unsere Generation hat immerzu gelernt.« – »Ich sehe nichts besonderes an dieser Generation. Ich fühle mich auch nicht zugehörig«, betont der Historiker Ilko-Sascha Kowalczyk. Die Lehrerin Gerit Decke: »Wir haben die Hoffnungslosigkeit unserer Eltern abgekriegt, ihre Mauer-Paralyse.« Und »vielleicht«, sagt Literaturhaus-Chef Hauke Hückstädt, »ist es das Entscheidende und Verbindende für unsere Jahrgänge, dass wir uns Ende der Achtziger gerade arrangiert hatten, erwachsen zu werden, als im selben Moment eine ganze Welt dazukam.«

Wer sind die in den sechziger Jahren im Osten Geborenen? Von der Geschichte Privilegierte, Davongekommene,

letzte Involvierte, Glückliche, weil sie wissen, dass sie eigentlich mal für ein ganz anderes Leben vorgesehen waren? Eine formlose, mit 1961 ins System »eingenähte« Stottergeneration, die durch 1989 ihren historischen Gordischen Knoten in die Hand bekam und ihn löste? Eine Generation, über die ihre Kinder sagen, in den Eltern sei die DDR überhaupt erst zu sich selbst gekommen: ohne Ideale, spießig, zynisch, schlecht angezogen, kurzum unsexy. Also, wer sind wir? Eine volle Biografie vor 1989, eine volle Biografie nach 1989 und dazu das Jahr 1989 selbst, als Zentrum, als Zeitschnitt, als Dreh- und Angelpunkt. Macht das ein Generationsnarrativ aus? Entstanden ist ein Werkstattbericht, in dem es vor allem um ein Sprechen miteinander geht, weniger übereinander. Das Buch sucht nicht nach einem Generationslabel, sondern nach der konkreten Erfahrung, den inneren Zeichnungen, um im einzelnen Leben die eigene Zeit zu begreifen.

Wer wir sind? Eine Generation, die, wie der Dramatiker Heiner Müller sagte »ohne Vaterland und ohne Mutterland« aufgewachsen ist, die – wie die Biogramme berichten –, heftige Erfahrungen in der DDR gemacht hat, die Physis und Werte des vergangenen Jahrhunderts in sich trägt, die mit dem Herbst 1989 Geschichte als Wunder erlebt hat und die dadurch angekommen ist, in der Zeit und in den eigenen Entwürfen. Die Kinder der Teilung waren nicht nur die, die dem großen Aufbruchssommer 1989 den nötigen Drive gegeben haben, da viele von ihnen über Ungarn oder Tschechien geflohen sind; sie haben nach dem Ende der DDR-Diktatur auch wesentlich zu deren Aufklärung beigetragen. Die Generation Mauer ist eine Generation der Rückkehrer, Rekonstruierer, Vergewisserer, Rechercheure, Entschweiger, der pickelhaften Herausschäler.

Das Buch läuft in dem Sinne über drei Schreibleinien. Die

erste handelt von der Geschichte und der Geografie einer Generation, die zweite ist ein Stück deutscher Zeitgeschichte vor und nach 1989, die dritte erzählt von einem Ich, das sich aus argen Verhältnissen herausgeboxt hat. Es ist möglich.

Ines Geipel, Berlin im Januar 2014

I. GOLDFINGER

Vom Versuch, zwei halbe Jahrhunderte
zu feiern

BLENDWERKE. Shirley Bassey ist schon von weitem zu hören. Dazu hängen jede Menge großer Zettel in den Straßenbäumen von Mariendorf, im Westen von Berlin. Sie informieren die Anwohner, dass es am Abend laut werden könne. Es gebe ein großes Fest zu feiern, man bitte um Verständnis. Am Eingang des Partygartens steht rechts und links ein überlebensgroßer James Bond in schwarzem Pappmaché mit durchgezogener Walther PPK. Die Gäste kommen in Scharen und im Kostüm. Das Motto des Abends? Die sechziger Jahre. Denn der Jubilar, ein renommierter ARD-Fernsehjournalist, feiert heute seinen Fünfzigsten.

Der Gastgeber begrüßt überschwenglich. Auf den ersten Blick sieht er aus wie ein zu groß geratener Erich Honecker, mit Schlapphut, feistem Schmerbauch, prekären kurzen Hosen, langen Wollsocken, dunkelbraunen DDR-Opa-Sandalen und der legendär gewordenen Seltsambrille des ehemaligen Ost-Chefs. »Ich bin heute mal Erich Honecker«, grinst das Geburtstagskind und drückt die soeben ankommende Mary Poppins fest an sich. Hinter ihr zwei Bond-Girls, zwei Ostberliner Volkspolizisten und Major Tom in seinem silberfarbenen Raumanzug. Neben Brigitte Bardot trudelt der politische Doppelkörper John F. Kennedy und Jackie Kennedy

ein. Auch Nana Mouskouri darf nicht fehlen. Und natürlich feiern in dieser Nacht noch jede Menge Rocklegenden ihre Inkarnation. Bunte Schlaghosen, Latexröcke, Karohemden, große Blumenmuster – alles, was bunt, schräg, schrill ist, geht. Jeder darf, irgendwie, irgendwas, Hauptsache cool. In großen Wannen liegt gut gekühlt und mehrfach übereinander gestapelt Sekt und Wein. Links vom veritablen Swimmingpool spielt eine Swing-Band, selbstredend live. 20 Musiker sind es, wenigstens. Der Soundtrack des Abends: »Goldfinger«.

Ein Abend im Bond-Fieber also und damit die Vorlage für mehr als ein halbes Jahrhundert Weltgeschichte. In ihm darf der Held ohne Unterlass das Skrupellose jagen und nebenbei die Welt retten, Shirley Eaton darf einen goldenen Slip tragen und Gert Fröbe als Superschurke allerhand markige Sprüche von sich geben. James Bond der Allrounder, der Mann für alles, was außerhalb des Normalen existiert: harte Action, Skorpione, giftige Spinnen und eine gehörige Portion Radioaktives, üppige Bikiniamazonen, schicke Hotels, steile Schlitten, teure Uhren. Das Ganze leichtfüßig ausgespielt und mit gut getimter Ironie. James Bond als wandelbare und krisenfeste Imaginationsmaschine, als eine Traumvorlage, die der Welt klarmacht, wie man mit dem Bösen in ihr umzugehen hat.

Auf einem der hinteren Partytische liegt etwas verloren das Fotoalbum des Jubilars. Es erzählt ein halbes Jahrhundert privates Westberlin per Bild, das von Beginn an mit dem Politischen parallel geht. Denn der Gefeierte war gerade mal zwei Wochen alt, als John F. Kennedy am 26.6.1963 – etwa acht Kilometer Luftlinie von der Wiege im Mariendorfer Einfamilienhaus entfernt – vor dem Rathaus Schöneberg seine große Rede auf die Freiheit hielt. Sein Slogan vom stylischen »Mann mit Geist«, die prosperierenden Nachkriegs-

jahre und seine Inselidee von der Freiheit verschmolzen zu einem schillernden Amalgam des Westens, das die Generation der in den sechziger Jahren im Westen Geborenen nachhaltig prägen konnte.

KEIMPHASEN. Ich spreche noch gern über »Goldfinger«, Radioaktives, den tragischen Kennedy-Clan und die Keimphasen der Sechziger-Generationen in Ost und West, über ihre Ähnlichkeiten und Differenzen. Genau genommen spreche ich seit geraumer Zeit nur noch darüber. Das hat vermutlich mit den vielen 50-Jahre-Feiern zu tun, auf die ich seit ein, zwei Jahren gehe, und mit den vielen, die in den nächsten Jahren noch kommen werden. Sicher, es gibt mittlerweile allerhand Kinderarten in Deutschland: Vorkriegskinder, Kriegskinder, Nachkriegskinder, Aufbaukinder, Zonenkinder, Einheitskinder, sogar Eisenkinder gibt es. Es gibt die Generation Golf, die Generation Ally, die Generation Praktikum, die Achtundsechziger, die Babyboomer, na und so weiter. Aber wo sind wir eigentlich geblieben, ich meine, die Generation, die in den sechziger Jahren hinter der Mauer aufgewachsen ist?

Soziologen wie Thomas Ahbe und Rainer Gries haben herausgefunden, dass wir in dem großen deutschen Generationenwald als die Glücklichen angesehen werden. Das, weil wir zum einen die DDR pragmatisch und hedonistisch über uns ergehen lassen konnten, da wir mit dem System nichts mehr am Hut hatten. Weil wir zum zweiten die Revolution 1989 zum biografisch besten Zeitpunkt erlebten. Und weil wir zum dritten nach 1989 einen zweiten Studien- oder Lehraabschluss nach westlichen Standards absolviert haben und uns deshalb mühelos ins neue Deutschland integrieren konnten. Drei Gründe, um glücklich zu sein. Aber wenn das so ist, warum sind wir dann so seltsam unerzählt

geblieben? Lohnt es sich nicht, über so viel Glück zu schreiben? Oder stimmt mit unserem Jahrhundertglück etwas nicht?

Über Dinge wie diese rede ich am liebsten mit dem Mann, mit dem ich seit fast zehn Jahren lebe. Er ist Historiker und hat über radikale Jugend promoviert. Sein elterliches Haus steht in Rodenkirchen, in einem der Nobelvororte von Köln. Die Kinderbilder aus Mariendorf und seine, sie ähneln sich. Das meint nicht so sehr das Interieur, sondern die Energie der beiden Jungs, ihr Unruhesystem, das die Fotos fast zu sprengen scheint. Es sind Kinder, die unbedingt raus wollen aus dem Bild, die jedes Spielzeug hinter sich lassen, auf keiner Decke sitzen bleiben, die ungebunden und offenkundig kaum zu bändigen sind, als wäre von vornherein alles zu piefig und irgendwie zu eng. Sie wachsen schnell, wie schmale, schräge Türme in die Luft, und sehen dabei trotzdem seltsam verspannt aus, zerdrückt und übersteuert zugleich.

Wenn der Mann, mit dem ich lebe, über seine Kindheit erzählt, erzählt er von Aktion. Dann rollt er silberne Serviettenringe über den Tisch, um auf sich aufmerksam zu machen, dreht im Keller des nigelnagelneuen Einfamilienhauses in Rodenkirchen den Schlauch auf, um auf sich aufmerksam zu machen, schreibt die Wörter, wie er will, um auf sich aufmerksam zu machen, bleibt in der Schule sitzen, um auf sich aufmerksam zu machen. Mit neun sitzt er in Djerba auf einem Kamel, mit zehn bekommt er von seinem Skilehrer einen Preis, mit elf verbringt er den Sommer auf einem Ponyhof im Norden, mit zwölf lässt er sich die Haare lang wachsen und beginnt mit Rudern. Es gibt ein grünstichiges Foto, da sitzt ein sehr zarter, sehr trotziger Junge mit deftiger Matte allein in seinem Boot. Das Wasser ist grau, er stiert gedankenverloren auf das Kräuseln der

Wellen, die Kniestrümpfe sind weit nach unten gerutscht. Es sieht aus, als ob er frieren würde. Rudern heißt Eleganz, Rhythmus, Balance und unendliches Rackern, jeden Tag neu. Rudern hat etwas mit der Lust zu tun, sich in seinen Schmerz hineinzusteigern und es bei alledem noch edel aussehen zu lassen. Es ist ein schöner, exklusiver Sport, heißt es. Ein Sport der nackten Leistung, bei dem die Fans entfernt auf der Tribüne hocken und mit dem Fernglas das Gleiten der Boote und den ruhigen Schlag bewundern. Die Einsamkeit und den Schmerz des Ruderers entdeckt das Fernglas nicht.

PROFILE UND ZUNDER. Der Junge aus Rodenkirchen wird mit 14 Deutscher Meister im Doppelvierer. Der Junge aus Mariendorf wird mit 14 Deutscher Meister im Rückenschwimmen. Schwimmen, heißt es, ist ein schöner Sport, die pure Harmonie mit sich und dem Wasser. Es ist die Zeit, in der die Schulklassen in Cliques zerfallen. Man sieht es auf dem Pausenhof. In der einen Ecke stehen die Freaks. Jungs mit langen Haaren, die sich »Drum« oder »Samson« drehen, Neil Young hören, auf der Jacke den gelben Aufkleber »Stoppt Atomkraft!« tragen, immer einen Band Marcuse dabei haben, in Kellern ein ziemlich gutes Schlagzeug spielen und ansonsten auf Partys cool den Koks rumreichen. Da sind die Spießer, die vor der ersten Stunde ihren Opel Admiral auf dem Lehrerparkplatz abstellen, die Bürotasche vom Rücksitz nehmen, um dann im dunklen Anzug und mit geradem Rücken konzentriert den Schultag anzugehen. Da ist die harte Szene, die Mofa-Frisierer, die Bastler und Fachsimpler, die die Vergaser tauschen und nach Holland fahren, um sich den großen Zylinder zu besorgen. Da sind die Sportler, die Abwesenden, die viel auf Wettkämpfe müssen und deshalb in der Schulhierarchie in dem Sinne nicht vorkom-

men. Da sind die von der Katholischen Jugend, die man nicht so richtig auf einen Nenner bringt, die aber das Schulklima eindeutig bestimmen. Immerhin geht es um Gott. Und da sind die Gruppenlosen, Profillosen, Braven, die von Anfang an abtauchen und all die Jahre über unbemerkt bleiben, damit sie ihr späteres Leben nur umso besser auf die Reihe kriegen.

Jede Clique ist Schutz und Lebensentwurf zugleich. Die Hierarchien sind klar abgegrenzt, auch die selbstgeschaffenen Leistungskriterien. »Das mit der Leistung ist extrem gewesen«, weiß der Schwimmer aus Mariendorf und jettet heute in Bond-Manier als investigativer Journalist um die Welt, um das Korrupte, Skrupellose, Böse in ihr aufzuspüren. Der Mann, mit dem ich lebe, erzählt von *Bonanza*, *Flipper* und *Daktari*, alles Fernsehserien seiner Jugend aus dem Vorabendprogramm. *Bonanza* lief zwischen 1962 und 1972, das Original von *Flipper* zwischen 1964 und 1967, *Daktari* ab 1969. Longseller, die Halt, Beständigkeit und emotionale Geborgenheit innerhalb einer geschlossenen Megaerzählung vermuten lassen. Es ist der reine Familienersatz, bei Lichte besehen die Geschichte einer langen, inneren Ortlosigkeit, die sich ein bisschen anders anhört als die bisherigen Berichte der leistungsgewissen Babyboomer, der Generation von Guido Westerwelle, Joachim Löw, Ulla Kock am Brink, Jakob Augstein, Lothar Matthäus, Hape Kerkeling und Anke Engelke, die kompakt aufs Machen, auf Erfolg, geeicht sind. »Das oberste Prinzip hieß immer Coolness«, sagt der Mann aus Mariendorf. »Fassade, Ironie, Elitebewusstsein und feines Understatement gehörten schon früh zur Spielkultur unserer Generation«, erklärt der Mann aus Rodenkirchen. »Das braucht dann eben, ehe man bei sich ankommt.«

IN DER BORNHOLMER. Natürlich werden auch in der Parallelgeneration im Osten Feste auf ein halbes Jahrhundert Leben gefeiert. Das letzte, auf dem ich war, fand vor drei Wochen in der Bornholmer Straße statt, nur wenige Meter von der ehemaligen Mauer entfernt. Ich laufe durch einen Innenhof, muss noch durch einen zweiten und dann in einem der Seiteneingänge hoch bis in den fünften Stock. Oben angekommen, sitzen zwölf Personen um einen großen Tisch, den sie bis sechs Uhr morgens nicht mehr verlassen werden. Am Fenster stehen bunte Sommersträuße, daneben ist das Büfett aufgebaut: selbstgemachter Kartoffelsalat, in Scheiben geschnittene Buletten. Alkohol gibt es reichlich, geraucht wird legendär viel. Gastgeberin des Abends ist Johanna, die ich seit meiner Studienzeit in Jena kenne. Ich schaue in die Runde. Sechs Leute am Tisch kommen aus unserer alten Seminargruppe. Fast alle haben sich seit über 20 Jahren nicht gesehen. »Und die anderen? Kommen sie?«, frage ich. »Bis auf Klaus haben zumindest alle zugesagt«, meint die Jubilarin. »Sagt mal, hat nicht Robby hier in der Nähe gewohnt?«, fragt der dicke Rainer dazwischen. »Ja, in der 94. Ein paar Höfe weiter«, weiß Manuela.

Robby, der Freund. Er studierte Altertumswissenschaften in Jena, wir studierten Diplomgermanistik. Als ich soeben von der Schönhauser in die Bornholmer einbog, war unweigerlich alles wieder da: sein durchweg konkretes Lachen, unser nächtliches Abhängen in den Studentenkellern, das viele Schweigen, die Verzweiflung, unser verbissenes Warten auf das, was man für uns als Leben vorgesehen hatte. In den wilden Kirschplantagen oberhalb von Jena lasen wir uns gegenseitig *Die Wellen* von Virginia Woolf vor. Das war im Sommer 1987. Ich weiß nichts mehr davon, nur, dass es auf den Wiesen unendlich viele Mücken gab und dass in dem Roman sechs Freunde auch unentwegt auf etwas zu

warten hatten. Darauf, dass sich die Türen des Lebens öffneten, dass die Zeit etwas parat hielt, was ganz allein für die sechs bestimmt war, dass Geschichten erzählt würden, die erzählt werden müssten. Im Herzen des Textes ritt Percival, der Meistgeliebte, der Krimileser, der Vollkommene, der sich viel zu früh und im hohen Galopp in Indien zu Tode stürzte.

Percival, die Leerstelle. Seine Abwesenheit, die wie ein magischer Knoten das Leben der anderen bestimmte. Robby las und las. Etwas faszinierte ihn. Ich dachte an Indien, an Länder, die wir nie sehen würden. Robby dachte an ihn, den Reiter. »So in die Knie zu gehen, hat auch was Unanfechtbares«, meinte er. »Man bleibt wenigstens ganz, bevor das Leben zuschlägt.« Robby stürzte nicht im Galopp. Er fiel kurz nach dem Mauerfall aus dem zehnten Stock eines Ostberliner Hochhauses. Bei sich einen Zettel mit der Adresse seines Vaters, der zu DDR-Zeiten Militärstaatsanwalt gewesen war. Nur er hatte ihn finden sollen.

Robby, die Leerstelle. Als ich vorhin von der Schönhau ser in die Bornholmer einbog, sah ich uns in der Wohnung seiner Mutter sitzen, in einem der Hochhäuser auf der Fischerinsel. Vom Stil her eine Wohnung wie die, in der sich 20 Jahre später Ulrich Mühe als Stasi-Hauptmann Gerd Wiesler im Film *Das Leben der Anderen* zitternd in das schiere Fleisch einer Prostituierten einzugraben versucht. Robby mochte die hochkarätige Abwesenheit von Schönem. Und seine elterliche Wohnung hatte das. Dieses alles durchdringende eiskalte Neongrün, selbst wenn pausenlos orangefarbene Stofflampen brannten. Den beißenden Asbestgeruch, selbst wenn man überall Zimmerspringbrunnen aufgestellt hätte.

Es ist nicht so einfach, über Dinge wie diese zu schreiben. Über die Akkuratess e der Leere, der Brutalität, der Dumpf-

heit, in der wir lebten. Über das spezielle Angstsystem in diesem 40 Jahre währenden Einschluss. Nicht nur, weil die Wörter nicht stark genug dafür sind, sondern weil sich über die DDR seit geraumer Zeit eine seltsame Erinnerungsscham gelegt hat. Sie dürfte verschiedene Gründe haben. Man erinnert sich nicht, weil man nicht dabei gewesen sein will. Man erinnert sich nicht, weil es zu schmerzhaft ist. Man erinnert sich nicht, weil man zu verstrickt oder belastet ist. Man erinnert sich nicht, weil man sich um die Jüngeren sorgt. Man erinnert sich nicht, wenn man sich den Schmerz der anderen fernhalten kann. Man kann sich nicht erinnern, wenn man nicht weiß, worum es geht. Zwangsläufig wird sich nicht erinnern, wer nicht mehr da ist.

Robby, die Leerstelle. Sein Tod war ein Schlag und durfte nicht, sollte nicht, konnte nicht wahr sein. Dass man so wegstürzen kann. Wenn ich heute an ihn denke, sehe ich ihn lachen und war doch nicht gewappnet dafür, dass mir sein Lachen, ja, dass er mir in den Jahren danach so fehlen würde. Mir war auch nicht klar, dass er, wenn er nun lacht, immer Anfang 20 sein wird, immer eine Cabinet in der Hand hält, immer diese wuseligen Stoppelhaare hat, als sei er soeben aufgestanden, um noch rechtzeitig zum Seminar anzutreten. Ich wusste auch nicht, dass hinter seinem Lachen von nun an immer etwas fallen würde. Etwas fiel dann in eine Leere und schlug hart auf. Mitunter habe ich die Phantasie, dass Robby doppelt gesprungen ist. In die Leere seiner Zeit und in die eigene Leere.

Ich versiegelte seinen Tod in mir, weil ich nicht damit klarkam, wie unerweichlich Leben ist. Gleichzeitig suchte ich nach ihm, nicht pausenlos, nicht wirklich konsequent, eher stolpernd, vielleicht so, wie man in seinem eigenen Leben herumstolpert. Wenn mir in den Jahren danach ab und an Fotos aus unserer Studienzeit in die Hände fielen,

dachte ich: Meine Güte, wo haben wir eigentlich gelebt? Wie sehen wir denn nur aus? In solchen Momenten kam mir die DDR wie eine Marslandschaft vor, mit uns als Marsmenschen. Wir tragen absurde Frisuren, haben surreale Klammotten an, laufen durch Straßen, die man unter normalen Umständen als Kriegslandschaft bezeichnen würde. Wenn ich diese Fotos betrachte, wird mir jedes Mal klar, warum die Geschichten, die ganz real von der DDR handeln, pünktlich im November 1989 enden müssen. Es gibt für dieses Land keine Übersetzung, kein Schleusensystem, das hilft, die Geschichten rüberzuhieven, damit sie in der Neuen Welt weitererzählt werden könnten. Ich schaue mir die Fotos an und kann nur eins sehen: Wie allein wir in diesem Land waren, wie abgekoppelt von aller Welt, wie verlassen, wie isoliert.

GENERATIONSTINTE. Und dann steht da Robby am Ende der DDR oder am Anfang von etwas Neuem. Es gibt dieses 89er Novemberbild, das mich nicht loslässt. Jeder kennt es. Es ist um die ganze Welt gegangen, damals. Hunderte strahlender Gesichter, Jubel, Tränen, jede Menge Biertrinker. Was lässt sich sagen über einen Jubel, in dem sich ein Jahrhundert in die Arme nimmt und darin erlöst? Wie ist das, eine Alte Welt zurückzulassen und im selben Moment eine neue zu betreten? Wie war das für ihn, den Freund, der so nah war, als ihn nichts mehr hielt und ich nichts bemerkte?

»Seltsam, wie die Toten an den Straßenecken auf uns lospringen, oder in Träumen«, schreibt Virginia Woolf in den *Wellen*. Ich habe den Roman letzte Nacht noch einmal gelesen, jetzt, da es um Robby geht. Um ihm auf die Spur zu kommen oder mir oder uns oder eben dem, was man so die Verhältnisse nennt. Mag sein, es ist noch nicht die richtige

Zeit dafür. Wir sind noch nicht dran mit der großen Bilanz, es ist noch ein bisschen Zeit bis zum harten Lebensresümee. Unsere Generation ist grad richtig mittendrin, sie ist da. Neo Rauch malt zu Höchstpreisen. Maybrit Illner talkt sich durch die Jahre. Rammstein feiert auf den Bühnen der Welt und vor Hunderttausenden lautstark verlängerten Kindergeburtstag. Aber wozu warten, auf wen? Wann ist eine Zeit richtig, wann richtiger als jetzt?

Als vor zehn, vierzehn Jahren mit den Büchern von Sabine Bode und Hartmut Radebold noch einmal die große Vatersuche einsetzte, als es um Bombennächte, Kellerängste und Flüchtlingsströme ging, als Kriegskinder und Kriegsenkel endlich auch Opfer sein durften, ein echter Erinnerungsboom einsetzte, Kongresse stattfanden und sich Vereine gründeten, schien es, als würden damit offene Türen eingerannt. Über Nacht wurde Thema, was offenkundig lange im Verborgenen gegärt hatte. Ein Gesellschaftsgespräch hob an, das breiter und breiter wurde. In den westdeutschen Seelenkammern der Kriegs- und Nachkriegskinder hatte etwas verpackt gelegen, was nun, am Ende der Karrieren, massiv an die Oberfläche drängte. Es ging um Tabus, die das emotionale Fundament der alten Bundesrepublik berührten. Es ging um eine nachzuholende Identität. Sie gelang. Die Zeit war richtig dafür.

Ich muss an Robby denken und die wilden Kirschplantagen in Jena. Und an Percival. Ist der strauchelnde Reiter nicht so etwas wie die weiße Generationstinte, der Kommentar des Unbewussten einer Generation, ihr magischer Knoten, die vielen ungeborenen Ichs? Ist er nicht das, was wir nicht werden konnten, aber genauso wenig vergessen können? Und ist Robby nicht Percival? Und ist das Ganze nicht noch komplizierter? Komplizierter als was? Robby war nicht mehr da, doch er blieb. In uns, in seinen Freunden, in

dem, was wir in der Neuen Welt lebten, was wir wurden und nicht wurden.

Die Jahre tiefster DDR-Agonie, unsere Studienzeit: Wir saßen in Utopieseminaren, hatten in der Zivilverteidigung Gasmasken auf, gingen mittwochs um elf Uhr ins Schichtarbeiterkino, hörten David Bowie und The Doors, hockten wochenlang in Kartoffelfeldern, stritten über Guntram Vespers *Die Reise*, rodeten ganze Wälder oder saßen vor dem Fernseher. Zu sehen war ein hagerer, akut heruntergedimmter Mann. Es war Erich Honecker und unser Staatschef. Er gab einen Neujahrsempfang, um die in Schlange anstehenden Botschafter in einem weiteren Jahr DDR zu begrüßen. Also trat er vor, nickte seinem Gegenüber vage entgegen, schüttelte die Hand, lächelte starr, setzte einen Fuß und nickte und gab die Hand und lächelte. Mehr war nicht, mehr Handlung war nicht drin, das Ganze ging endlos. Kaum ein Kommentar im Fernseher. Was hätte der Reporter auch sagen sollen? »Aber das ist doch real hier«, wehrte Robby sich.

Das war es. Wenn ich daran denke, erinnere ich mich unweigerlich daran, wie nötig wir uns beide danach hatten. Wie unsere Körper sich dann suchten. Dabei ging es nicht um Erotik, Lust, Begehren oder so etwas wie Selbstverwirklichung. Es ging um unsere Verlorenheit, darum, sie voneinander anzuerkennen, sie dem anderen zu zeigen. Zitternd, auf verdrehte Art stolz, das Wesentliche aussparend. Erst viel später fiel mir auf, dass wir uns in dieser Zeit kaum etwas erzählt hatten. Nichts von unserer Herkunft, der Kindheit oder den Familien, aus denen wir kamen. Im Grunde wussten wir nichts voneinander. Umso mehr unsere Körper. Sie segelten aufeinander zu wie versiegelte Schiffe. Um im anderen die pure Angst unterzubringen, dem anderen für einen haltlosen Moment Zuflucht zu sein.

CANADA. Und was, wenn Robby in die Leere stürzte, um mich vor meiner Leere zu schützen? Nein, es war anders, natürlich war es das. Es besteht kein Recht, ihm die Souveränität über den Schritt zu nehmen. Und doch. Ich kann mich an dem Gedanken nicht länger vorbeimogeln. Als wir jubelten, entschied er sich. Er stand da, an einer Weggabelung meines Lebens, am Ende der DDR, und stürzte in die Tiefe. Dieser Augenblick – sein abrupt abgebrochenes Leben, der unerlöste Tod – verschob etwas in mir. Er zwang mich in die Realität. Es war seine Unerbittlichkeit, die von da an über mich wachte. Als wisse er schon mehr über uns, über mich. Als ahnte er, dass ich erneut zögern, mich verheddern, trödeln, nicht vorangehen, sondern zurücklaufen würde. Er stand da, auf dem Balkonrand im zehnten Stock, als könne er mir damit eine Flucht verstellen. Und so war es. Robby verlangte von mir nichts anderes, als endlich zu leben. Das, woran er selbst nicht mehr glauben konnte.

Ich weiß nicht, warum mir ausgerechnet an der Stelle ein Detail einfällt. Und warum dieses. Es geht um eine Kleinigkeit, um einen Aufkleber, nichts weiter. Er pappte von Anfang an, seit dem ersten Studienjahr, an Robbys Zimmertür in unserem Wohnheim. Darauf stand: »Canada. Ich war da.« Vier Worte. Mehr nicht. Heute das Selbstverständlichste von der Welt. Mitte der achtziger Jahre aber war das eine Ansage, ein ziemlich dickes Ding, und so absurd gefährlich, wie Honeckers Neujahrsempfänge grotesk waren. Denn die vier Worte waren das Unerreichbare schlechthin. Nicht einfach ein netter Gedanke, eine hübsch ausgedachte Idee, sondern eine Anziehung, die man sich brennender nicht vorstellen konnte. Ein Realtraum, der unsere zugeschlossene Welt komplett außer Kraft setzte.

Robbys geistiges Wachzeichen überstand die DDR unbehelligt, ja, es blieb die gesamte Studienzeit über an seiner

Tür kleben. Wie das möglich war? Keine Ahnung. Vermutlich, weil es Canada gar nicht mehr gab. Für die, die in der DDR etwas zu entscheiden hatten, war das ferne Land durch jahrzehntelangen Voodoo-Zauber so restlos wegmoderiert worden, dass es für sie irgendwann aufgehört hatte zu existieren. Aus der Perspektive der marxistischen Panoptiker konnte man sich Canada Mitte der Achtziger als aufgelöst vorstellen. Was nicht mehr da ist, ist keine Bedrohung mehr. Was keine Bedrohung mehr ist, wird übersehen.

Robby war nie in Canada. Er, der uns unablässig gezeigt hatte, dass das Unerreichbare existiert, dass es real zu verteidigen und nichts von ihm preiszugeben ist, entschied sich dagegen, als das Unerreichbare erreichbar war. Das ist nicht ganz ohne, finde ich. Das muss nicht zwangsläufig verstanden werden. In jedem Fall stellt es ein paar Fragen. Fragen auch in der Hinsicht, was ich hier eigentlich mache, was ich überhaupt erzählen will. Denn natürlich nähme es mir niemand ab, wenn ich behaupten würde, meine Suche nach der eigenen Generation fände im luftleeren Raum statt. Das stimmt schon deshalb nicht, weil ich spätestens seit meiner Begegnung mit James Bond und seiner Westberliner Sommercrew andauernd und mit jedem über uns reden muss. Es stimmt aber auch noch dazu nicht, weil sich seitdem einiges hier angesammelt hat. Memoiren, Generationsforschung, Autobiografien.

Eine schier unübersehbare Fülle an Lebensgeschichten, die offensichtlich nicht erst eine magische Schallmauer zu durchbrechen braucht, ehe man ihr die Daseinsberechtigung zuerkennt. Öffentlich gemachtes Leben, welcher Couleur auch immer, scheint einen erotischen Glühkern zu besitzen. Promibiografien, Familiengeschichten oder Generationsbücher, sie werden geschrieben, sie erscheinen, sie werden gelesen und leidenschaftlich auseinandergenommen.

Eine Dauerfaszination, die man auch als kommunizierende Röhre verstehen kann, zwischen den verunsichernden, fragmentierten Lebensumständen, mit denen wir klarkommen müssen, und einer Literatur, die es uns ermöglicht, in fremdes Leben einzusteigen, das Ohr hautnah an den Gefühlen anderer zu haben und uns auf diese Weise zu orientieren.

EINFACHE NENNER. Das klingt ganz schön schwerfällig, wie ich finde, und ein bisschen allgemein. Aber ehrlich gesagt auch nicht schwerfälliger und allgemeiner als das meiste von dem, was zum Thema Generation in meinem Zimmer herumliegt. Das viele euphorische Geraune muss an der Materie liegen. Generationslagerungen und Alterskohorten, entschlossene Zäsurabwehren, Kollektivimpulse und Formierungstendenzen. Meine Güte. Der Mann, mit dem ich lebe und der es wissen sollte, weil er dazu promoviert hat, winkt ab. »Aussichtslos«, meint er. »Generation ist nichts anderes als Projektion. Man kann alles Mögliche in sie hineinstopfen und am Ende fühlt sich jeder gut dabei, weil es etwas ist, was irgendwie interessant klingt. Generation heißt nichts anderes, als ein mediales Label machen.« Das kann man so sehen, und sicher ist da auch was dran, aber warum überzeugt es mich nicht? Warum bin ich ausgerechnet bei uns so sicher, dass das mit der Generation richtig ist, ja mehr noch, dass sie schon allein wegen des historischen Zuschnitts nur noch erzählt zu werden braucht? Es ist eine Generation, die erstens ein vollständiges Leben vor 1989 hatte, die sich zweitens ein vollständiges nach 1989 aufgebaut hat und die drittens durch den Systemschnitt 1989 regelrecht konstituiert wurde. 25 plus 25 plus Bruch. Das müsste doch ein Narrativ ergeben.

Als ich dieser Tage jemandem gegenüber saß, um ihn nach seinem Leben zu befragen, war nach zwei, drei Details klar,

dass es sich um ein Mauerkind handeln musste. Mit Zinkbadewannen, Hansa-Keks, *Solo Sunny* und Rondo Melange hatten zwar auch die Generationen vor und nach uns gelebt, aber welche Szenen mit den Worten verbunden waren, an welcher Stelle sie im Gespräch aufkamen und welchen Klang sie erhielten, machte das Ganze ziemlich eindeutig. Mein Eindruck war noch dazu, dass sich die Tonspur einer Zinkbadewanne im Laufe eines Jahrzehnts deutlich gewandelt hatte und dass das etwas zu bedeuten hatte. Denn warum klingt die Erzählung über eine Zinkbadewanne von jemandem, der 1963 geboren ist, um Längen dunkler als von jemandem, der 1969 zur Welt kam? Zeittrunkene Details. Doch wie lassen sich die einzelnen Tonspuren im Nachhinein zu einem Sound zusammenführen? Kann die Ethnologie von Zinkbadewannen einen Mehrwert im Hinblick auf unsere Generation ergeben?

Die Generationsforschung zur DDR hat diese Frage auf eigenwillige Art gelöst. Denn die Mehrheit der Wissenschaftler geht davon aus, dass es in der DDR gar keine Generationen gegeben hat, und zwar deshalb nicht, weil es sie nicht geben konnte. Eine Annahme, die sich im Wesentlichen an einem kanonischen Text von Karl Mannheim aus den zwanziger Jahren orientiert, der seine Theorie anhand der Wandervogelbewegung entwickelte. Für sie entwarf der Pionier der Jugendsoziologie das Bild einer zahlenmäßig kleinen Avantgarde, die »neue Lebensstile, Habitus und einen spezifischen Generations-Diskurs« kreiert, »womit diese Gruppen im Selbst- und Fremdverständnis als Generation erkennbar werden.«

Forscher haben nach 1989 den Basistext von Karl Mannheim in extenso aufgenommen, um ihn als Folie in Sachen DDR-Generationen einzusetzen. Dabei kommen sie zu dem Schluss, dass es »in einer unfreien Gesellschaft wie der DDR

nicht möglich« gewesen sei, eine Generation zu stiften. Was sich maximal gebildet habe, seien Generationszusammenhänge. Eine Differenz, die aber offenkundig nicht ausreichte. Vielmehr wurden diverse Generationszusammenhänge wie die der *Aufbauer* (1925–1935), der *Integrierten* (1949–1959) oder der *Entgrenzten* – das sollen wir sein – beharrlich in die mannheimsche Grundformel zurückgeschrieben, um sich am Ende wieder darin aufzulösen. Ein irritierender Forschungs-Hoppler, ein Unschärfeverfahren, das die ohnedies konfuse Generationsrhetorik nicht gerade entschärft.

Dabei geht es ja weniger darum, ob etwas so genannt wird oder nicht, sondern darum, ob die Methode überhaupt zum Gegenstand passt. Denn Mannheims Theorie zur Generation zielte eigens auf die Logik der Repräsentanz, ganz nach dem Motto: Auf neue Art frei leben, sich frei äußern, sich frei zeigen, in alldem einen eigenen Stil und eigene Referenzsysteme entwickeln, das taue irgendwann einmal zur Generation. Eine Generation unter der Diktatur aber, also eine, die sich neben dem Staat finden oder erfinden muss, hat von vornherein mit der Aporie zu kämpfen, dass sie sich nicht repräsentieren kann, ohne sich selbst zu gefährden. Gesetzt den Fall aber, sie würde es trotzdem tun, käme ein weiteres Problem dazu: die Gefahr, politisch missbraucht zu werden. Deshalb ist zu bezweifeln, ob das in der Hauptsache männliche, bildungsbürgerliche, sendungsbedonte Outperforming von vor hundert Jahren *tel quel* in die DDR-Diktatur zu übertragen ist. Oder andersherum: Ist es nicht endlich an der Zeit, für die ostdeutsche Generationenlandschaft eine stimmigere Methode und ein eigenes Vokabular aus den Angeln zu heben?

Ich muss unwillkürlich an Robby und seinen Türaufkleber denken. Wie viel unbesprechbare Resonanz, wie viel

Rettung für den Tag, wie viel Umsicht im Geist, inmitten des Angstsystems DDR. Meist ist es völlig nutzlos und auch unersprießlich, mit anderen über eine Angst nachzudenken, die es nicht mehr gibt und die sie nie kennengelernt haben. Es muss ihnen so vorkommen, als wolle man sie in einen dunklen Raum ziehen, den sie von sich aus niemals betreten würden. Was soll der andere auch damit anfangen? Wieso muss er sich das antun? Wieso ins Dunkle, wo es doch im Hellen so viel zu entdecken gibt?

Man lebt ja so, alle leben so, in das hinein, was sich öffnet. Das Angstsystem DDR zerschellte am Herbst 1989. Über Nacht hatte es aufgehört zu sein. Dabei war diese Angst ja keine Katz-und-Maus-Spiel-Angst, keine Angst von Fall zu Fall. Sie war in der Lage, ein ganzes Land zu durchsetzen. Es war eine Angst, die eingriff, Regie führte, ins Mark schoss. Das allerdings weit über den Mauerfall hinaus.